

Rezensionen

Alexander Baimann: Das Dorf an der Blögge. Ein Beitrag zur Dorf-, Kirchen- und Heimatgeschichte von Schwefe. Bd. I: Von frühen Zeugnissen bis zum späten Mittelalter, Books on Demand, Norderstedt 2020, 438 S.; Bd. II: Vom späten Mittelalter bis zur frühen Neuzeit, Books on Demand, Norderstedt 2020, 608 S.; Bd. III: Von der frühen Neuzeit bis zum Wiener Kongress (1815), Books on Demand, Norderstedt 2020, 328 S.

Mit 1.308 Seiten Gesamtumfang liegt seit 2020 ein dreibändiges Standardwerk zur Dorfgeschichte von Schwefe vor. Darin hat Alexander Baimann in ziemlicher Vollständigkeit alle verfügbare Literatur (vgl. Literaturverzeichnis Bd. I, S. 409-428; Bd. II, S. 575-592; Bd. III, S. 248-254) und Quellen (vgl. Internetquellen Bd. I, S. 482f.; Bd. II, S. 592-594; gedruckte und ungedruckte Quellen Bd. 1, S. 429-437; Bd. II, S. 595-606; Bd. III, S. 254-261) auch aus entfernteren Archiven wie dem Landeskirchlichen Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen, dem NRW-Landesarchiv, Abteilungen Westfalen (Münster) und Rheinland (Duisburg), zusammengetragen und in seine Darstellung einfließen lassen. Am Beispiel seines Heimatdorfes, in dem seine Familie seit Generationen ansässig ist und sich u.a. im Presbyterium der dortigen Kirchengemeinde engagierte, bietet er einen gut lesbaren Längsschnitt durch die geschichtlichen Zusammenhänge.

Sicherlich fehlen bis zur Gründung des südöstlich von Schwefe gelegenen Dominikanerinnenklosters Paradiese durch Albertus Magnus im Jahr 1252 schriftliche Quellen. Das hindert Baimann keineswegs, detailliert auf prähistorische Funde aus der Stein-, Bronze- und frühen Eisenzeit einzugehen und die Besiedlung der Gegend um Soest durch die Marsen und Brukterer sowie das Eindringen der Sachsen aus nördlicher Richtung darzustellen. Durch Vergleich der Ortsnamen in der näheren Umgebung datiert er die Entstehung Schwefes vor die sächsische Landnahme. Zutreffend geht er von einer beginnenden Christianisierung durch irischottische bzw. angelsächsische Missionare aus, wie sie auch aus anderen Regionen Westfalens (Waltger von Dornberg) belegt ist: „Bereits vor den Sachsenkriegen bestand somit eine merowingisch-christliche Prägung der Börde, obgleich eine christlich organisierte Kirchenstruktur in der Region noch fehlte“ (I, S. 104).

Die Entstehung des Parochialsystems infolge der Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen stellt Baimann als einen Prozess der Akkulturation dar: „Aus der sächsischen Heiligenstätte entwickelte sich die christliche Eigenkirche; ‚eigen‘ daher, weil sie besitzrechtlich nur einer Person gehörte, in der Regel den Hofbewohnern dennoch zur Messe offen stand. Gerade in diesem Wechselspiel zwischen lokalem Patronat und öffentlicher Mission müssen die frühen hölzernen Kirchen zuge-

ordnet werden“ (I, S. 120). Auch bei dem im 13. Jahrhundert errichteten romanischen Kirchbau aus Stein handelte es sich um eine solche Eigenkirche der Grafen von Rügenberg, welche bereits 1263 samt Hofstelle an das Kloster Paradiese veräußert wurde; von einem schlichten Vorgängerbau aus Holz ist daher auszugehen, auch wenn es hierfür (noch) keine Grabungsfunde gibt (I, S. 115).

Schon hier wird das Kloster Paradiese als dominierender Wirtschaftsfaktor erkennbar und bleibt es während des gesamten Mittelalters, wie der sukzessive Ankauf von weiteren Höfen verdeutlicht. Auch die Zisterzienserinnenklöster Welver und Himmelpforten sowie das Prämonstratenserinnenkloster Oelinghausen beteiligten sich an dieser Agglomeration von Grundbesitz, welcher nach den entsprechenden Urkunden vor allem durch finanzielle Engpässe der Rügenberger und gleich dreier Familien mit dem Namen de Sève verursacht wurde. Die Geschichte der Höfe und ihrer Bewirtschaftung durch eigenbehörige Kolone (Bauern) wird im Folgenden minutiös dargestellt. Ob sich der Name des Eschenhofs (I, S. 165f.) von der gleichnamigen Baumart oder von dem altsächsischen „Esch“ (lat. Campus) ableitet, sei dahingestellt; für letzteres scheint der Verweis auf dort vollzogene Trauungen außerhalb der Kirche zu sprechen, wofür es in der Nähe der Porta Westfalica mit dem Gut Amorkamp eine interessante Parallele gibt.

Neben der Grunddienbarkeit unter der Herrschaft der Klöster bildeten sich im Mittelalter die Rechtsinstitute der Frei- und Gogerichte heraus. Es gelang der Stadt Soest, diese durch Ankauf an sich zu ziehen (Rügenberg, Heppen und Epsingsen) und nach der Soester Fehde als eigenes Territorium zu verwalten: „Denn nachdem sich die Stadt vom Kölner Erzbischof durch einen hart erkämpften Sieg gelöst hatte, garantierte ihnen ihr neuer Landesherr, der Herzog von Kleve, alle Rechte über ihr Umland, die ihnen ihr früherer Stadtherr nur als Lehen zugesichert hatte. Mit den Zugeständnissen Kleves war die Börde stärker an die Stadt Soest gebunden worden, als sie es als Teil des kurkölnischen Herzogtums Westfalen je gewesen war“ (I, S. 398).

Der zweite und umfangreichste Band widmet sich der Entwicklung der Schwefer Pfarrei. Diese ist seit ihrer Inkorporation in das Kloster Paradiese dokumentiert, wobei das pfarreigene Finanzvermögen erhalten blieb. Das Kollationsrecht des Klosters bei der Pfarrstellenbesetzung hatte vom Pfarrer mit jährlich 10 Mark vergütet zu werden. Hierüber entstanden schon im Mittelalter langwierige Streitigkeiten, die sämtlich zugunsten des Klosters entschieden wurden. Über den Bau der Klosterkirche Sankt Michael kam es zu weiteren Spannungen zwischen Konvent und Kirchengemeinde. Sie führten zu einer Neuordnung der Parochialstrukturen; 1296 konnte sich das Kloster durch einmalige Zahlung von seinen Pfarrabgaben – den Patronatspflichten aus der Übernahme der

Eigenkirche – freikaufen. Zur Bindung zwischen Pfarr- und Klostergemeinde installierte man bis ins 18. Jahrhundert bestehende gemeinsame Hagelfeiern, Bittprozessionen und Patronatsfeste, woraus die Tradition des Schützenfestes hervorging (II, S. 32).

Die Schwefer Pfarrei war wie üblich mit Präbenden des Pfarrhofs, des Zehnten und der Stolgebühren bei Amtshandlungen ausgestattet; die Einnahmen beliefen sich im Mittelalter auf 8 Solidi und 4 Denarii, ähnlich wie im benachbarten Borgeln. Das Pfarrland war mit 28 Morgen vergleichsweise gering; wahrscheinlich hatte das Kloster Paradiese kein Interesse an einer großzügigeren Ausstattung der Schwefer Pfarrei (vgl. II, S. 55). Baimann gibt einen guten Überblick zu den kirchlichen Aufgaben wie Taufe, Katechese und Firmung, Buße und Beichte, Trauung, letzte Ölung und Bestattung sowie den damit verbundenen Ämtern des Pfarrers bzw. des diesen vertretenden Leutpriesters, des Küsters bzw. Glöckners, der Templiere (Rendanten) und des Kirchenvogts (*advocatus*), wobei er auch die Gefahren des Amtsmissbrauchs wie Pfründenagglomeration und Ämterschacher nicht verschweigt.

Ab S. 69 folgt die Darstellung der Baugeschichte von St. Severin zu Schwefe in Anlehnung, aber auch zuweilen kritischer Abgrenzung zu Hubertus Schwartz (1888–1966; „Die Kirchen der Soester Börde“, Soest 1961). Die Teile aus der Romanik (Turm und Südwand), Gotik (Urbanuskapelle) und des Umbaus zu einer einschiffigen Hallenkirche im Jahr 1706 werden präzise abgehandelt. Nur an wenigen Stellen mögen Anfragen erlaubt sein, so bezüglich des Lokalpatriotismus für den Soester Grünsandstein, der Baimann die stichhaltige Annahme von Schwarz über den ursprünglichen Putz der Kirche – das Weiß symbolisiert schließlich das Kleid der Braut Jesu Christi! – in Frage stellen lässt (II, S. 72). Auch die Annahme eines außen sichtbaren Zifferblattes der Kirchturmuhre (II, S. 76) ist zu hinterfragen, da die Zeit zumeist nur auf akustischem Wege angegeben wurde (in Meiningsen und Ostönnen bis heute).

Bei den vier Inschriften der gotischen Urbanus-Kapelle handelt es sich um Chronogramme aus dem Jahr 1661. Sie stehen in engem Zusammenhang mit der konfessionellen Teilung des Klosters Paradiese im Jahr 1660, wobei die katholischen Nonnen die Klosterkirche Sankt Michael und die evangelischen Stiftsdamen die Sankt Severinskirche zu Schwefe nutzten (II, S. 91).

In mehr als nur wünschenswerter Ausführlichkeit behandelt Baimann auf S. 94–199 die noch auf alten Lageplänen ersichtliche Kirchhofsburg Schwefe, bestehend aus Gräfte, Wallanlage und Speicherbauten. Bei der Verwendung der Speicher als Wohnraum vor allem für sozial Schwache (II, S. 116) dürfte es sich weniger um eine nichtmilitärische Nachnutzung der Kirchburg handeln, sondern um ein gängiges Mittel, die Baulichkeiten in Stand zu halten, wie dies dem Rez. u.a. aus dem Müns-

terland („Aufwärmhäuschen“ für weiter entfernt wohnende Bauern) bekannt und auch von Baimann (II, S. 117f.) beispielhaft belegt ist.

Die Seiten 121 bis 204 sind dem Schwefer Passionsaltar, dem größten und ältesten in den Kirchen der Soester Börde, gewidmet. Er entfaltet das übliche Bildprogramm der *Devotio moderna*, wie es auch von anderen Schnitzaltären, vor allem Antwerpener Provenienz, geläufig ist. Ausweislich der rückseitigen Flügel mit der Darstellung der Stifterkirche in einem (Um-)Baustadium vor 1550 dürfte er zunächst für Sankt Severin in Köln bestimmt gewesen sein und zur Zeit des Augsburger Interims auf Veranlassung des Klosters Paradiise in der Schwefer Pfarrkirche aufgestellt worden sein (II, S. 138). Nach dem Interim wurde er durch die Darstellung Luthers im Kreis der Apostel (Auferstehungsszene mit Thomas, der die Wundmale berührt; vgl. II, S. 167) modifiziert; das vorreformatorische Bildmotiv der Entlarvung des Judas beim letzten Passahmahl (II, S. 148) wird durch eine barocke Predella mit eindeutig sakramentalem Abendmahlsbezug ganz im Sinne der lutherischen Orthodoxie ergänzt (II, S. 142). Beides sind, was allgemein verkannt wird, zwei unterschiedliche Motive; selbst beim berühmten „Soester Abendmahl“ der Wiesenkirche handelt es sich nicht um eine Darstellung des Altarsakraments, weshalb durchaus auch andere Substanzen als Brot und Wein auf dem Tisch darstellbar sind. Der runde Tisch der Passahfeier mit Sederteller findet sich deshalb auch auf anderen Altarbildern der Börde (Ostönnen und Meiningsen).

Die Geschichte der Varenholt-Orgel (II, S. 491-502), 1986f. von Tzschöckel im alten Barockprospekt nach Kirchenrechnungen des frühen 18. Jahrhundert in der ursprünglichen Disposition wiederhergestellt, wird ebenso wie das andere barocke Inventarium im Zusammenhang der Kirchnerweiterung von 1706 abgehandelt.

Die Soester Fehde (1444–1449) und die Reformation stellt Baimann knapp und zutreffend als erfolgreiche Versuche dar, sich zunächst politisch und dann auch geistlich vom Kölner Erzbischof unabhängig zu machen. Dabei fokussiert er sein Interesse auf die Dorfgeschichte Schwefes, insbesondere bei der Bildung eines eigenen Soester Ministeriums für Stadt und Börde (*urbanum et suburbanum*). Im Gegensatz zum benachbarten Kirchspiel Borgeln habe sich die Einführung der Reformation in Schwefe auf Veranlassung des Soester Stadtrates von oben und weitgehend ohne Beteiligung der Gemeindeglieder vollzogen (II, S. 238). Entschieden langsamer fasste die lutherische Konfession im Kloster Paradiise Fuß. Ab 1593 wählten die Nonnen evangelische Vorsteherinnen, 1660 teilte sich der Konvent in einen katholischen und einen mehrheitlich evangelischen Zweig.

Eindrücklich sind die von Baimann geschilderten Drangsalierungen der Schwefer Landbevölkerung während der Truchsessischen Wirren,

der Auseinandersetzungen um das Erbe der vereinigten Herzogtümer Kleve, Jülich und Berg, des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Krieges: Während sich die Soester innerhalb ihrer Stadtmauern einzuschließen suchten, waren die Menschen in der Börde der Willkür und Plünderungen durchziehender Heere schutzlos ausgeliefert.

Band II, S. 305-369 bietet eine ausführliche Geschichte der Schwefer Pfarrer. Nach der Einführung der Reformation in den Kirchspielen der Soester Börde ergaben sich wiederholt Streitigkeiten um das Kollationsrecht zur Pfarrstellenbesetzung zwischen dem Soester Magistrat und dem Kloster Paradiese, gipfelnd in der Berufung des lutherischen Pfarrers Goswin Möller und des katholischen Dominikaners Hermann Hilarii im Jahr 1637, der sich im Folgejahr, als sich eine Installation für ihn als nicht durchsetzbar erwies, seinen Verzicht auf die Schwefer Pfarrstelle von Möller abkaufen ließ. Das Verhältnis zwischen den lutherischen Pfarrern von Schwefe und dem katholischen Konvent blieb bis weit ins 18. Jahrhundert hinein konfliktreich (II, S. 347). Zur Pfarrdynastie Hennecke im 18. Jahrhundert kam es durch die Adjungierung von zwei Pfarrerssöhnen im Krankheitsfall ihrer Väter. Johann Albert Hennecke, später Pfarrer an Sankt Petri Soest und zugleich Inspektor des dortigen geistlichen Ministeriums (*urbanum et suburbanum*), zeigt als Baumgartenschüler (II, S. 356) das deutliche, aber leider zu wenig herausgearbeitete Profil der gelehrten Partei des Hallenser Pietismus. Hierfür spricht auch seine Freundschaft mit Johann Ludwig Florens Sybel (1736–1823; vgl. II, S. 355), der 1756 als erster bei Johann Salomo Semler promovierte und 1793 durch seine „Beyträge zur Westfälischen Kirchen- und Litteraturgeschichte“ reussierte. Eine ähnliche Prägung ist auch bei seinen Nachfolgern Ringebroich, Forstmann und Mönning anzutreffen (II, S. 263, 365, 367).

Die Darstellung der zum Pastorat gehörenden Gebäude und der Schule bewegt sich im Rahmen des Zeittypischen, so die Klagen über Leichenausdünstungen des Friedhofs (II, S. 384), die u.a. 1836f. als Grund für einen Schulneubau und 1816 zur Verlegung des Friedhofs (II, S. 550f.) angeführt wurden. Über die kirchliche Schulaufsicht und die pädagogische Prägung der Lehrer war offenbar wenig in Erfahrung zu bringen; die Chronik der Küster und – wie anderenorts meist in Personalunion damit verbundenen – Schullehrer handelt Baimann vor allem familienhistorisch ab.

Der eher beiläufig genannte Pfarrer und Konsistorialrat Carl Franz Caspar Busch aus Dinker (1768–1848; vgl. II, S. 430) war indessen eng mit Ludwig Natorp (1774–1846) befreundet, dem Gründer des Soester Schulseminars und späteren Vizegeneralsuperintendenten der preußischen Provinz Westfalen. Beide teilten das Interesse an philanthropischer Reformpädagogik; vgl. u.a. zahlreiche Artikel in der von Natorp heraus-

gegebenen „Quartalschrift für Religionslehrer“ (1804–1808). Ferner ist Busch als Verfasser eines „Katechismus der christlichen Lehre“, ferner eines „Kleinen Gesangbuchs für Stadt- und Landschulen“ sowie einer neuen gottesdienstlichen Agende hervorgetreten. Eine Beschreibung dieser Reformbemühungen und ein Abgleich zwischen Theorie und Praxis im Elementarschulbereich am Beispiel der Soester Börde wäre durchaus lohnend und reizvoll gewesen.

Für eine solche volksaufklärerisch geprägte Dorfgemeinde spricht ebenfalls die Ansiedlung des bedeutenden Publizisten Arnold Mallinckrodt (1768–1825) in Schwefe, der 1798 mit seinem „Westfälischen Anzeiger“ das erste überregionale und überkonfessionelle Intelligenzblatt für den gesamten westfälischen Reichskreis gegründet hatte. Zu diesem gehörten auch der Niederrhein und die Gebiete links der Weser bis nach Ostfriesland. Er geriet mit seinem Einsatz für Meinungs- und Pressefreiheit sowohl in der napoleonischen Zeit als auch in der darauffolgenden Restauration wiederholt mit der Zensur in Konflikte; seine Abgabe der Redaktion im Jahr 1818 und sein Ankauf des Hofes Topp im Jahr 1820 stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit behördlichen und juristischen Repressalien, die in einer Verurteilung zu Festungshaft gipfelten, sowie mit den Karlsbader Beschlüssen von 1819. An seiner Person hätte die nach der Säkularisation des Klosters Paradiese und der Napoleonik auch in Schwefe anbrechende neue Zeit vielleicht noch etwas deutlicher konturiert werden können, als es Baimann im III. Band seiner Darstellung geleistet hat. Dieser ist weitgehend von der Hofesgeschichte Schwefes bestimmt und deshalb unter kirchenhistorischen Aspekten nicht sonderlich ergiebig. Anders verhält sich das bei den beigegebenen und teilweise aus dem Lateinischen übersetzten Quellen, u.a. zu Pfarrwahlen, Orgelbau und Kirchenbucheinträgen zu den Pfarrern (III, S. 188–247).

Hinzuweisen wäre noch auf einige Flüchtigkeitsfehler, wie sie bei einer solch umfangreichen Arbeit nicht ausbleiben können: Barbarossa regierte vor und nicht nach Heinrich IV (II, S. 100), statt Karl IV. ist Karl V. gemeint (II, S. 115), Brandenburg war 1648 Kurfürstentum und nicht nur Herzogtum (II, S. 280). Bei den Dominikanerinnen in Paradiese handelte es sich nicht um „Eremitinnen“ (II, S. 242), sondern um Zönonitinnen. Auf II, S. 241 übernimmt Baimann den Begriff der „neuen Lehre“ aus der römisch-katholischen Kontroverstheologie als Bezeichnung für die Reformation, obwohl er – vor allem bei der Darstellung des Schwefeler Passionsalters – das Luthertum und seine Reformation zutreffend in der Wiederherstellung einer Kontinuität zur allgemeinen Kirche Jesu Christi sieht, die während des Mittelalters weitgehend verloren ging. Das Kurfürstentum Brandenburg war im 17. Jahrhundert nicht lutherisch, sondern reformiert mit starkem lutherischen Bevölkerungsanteil (II, S. 323).

Doch derartige Kleinigkeiten können den Gesamtwert dieser Arbeit nicht in Frage stellen. Es ist zweifellos die umfassendste und bedeutendste

te Arbeit zu einem Dorf der Soester Börde aus jüngerer Zeit, deren akribischer Quellenarbeit nur die beiden bis zum Mittelalter reichenden Bände über das Kirchspiel Dinker aus der Feder von Wilfried Vollmer an die Seite gestellt werden können.

Frank Stückemann

Claudia Brandt (Hg.): Johann Wilhelm Ludwig Gleim/Johann Lorenz Benzler, Briefwechsel 1768–1783, (Schriften des Gleimhauses Halberstadt 11), Wallstein, Göttingen 2011, 399 S.

„Johann Lorenz Benzler (1747–1817), so zeigt uns diese Edition, lohnt die Wiederentdeckung. [...] Die hier vorgelegte vorzügliche Edition hat allein den Mangel, nicht mindestens doppelt so umfangreich zu sein, die zahlreichen noch ungedruckten Briefe Benzlers dürften die Lektüre ebenso lohnen wie viele Beiträge in seinen Intelligenzblättern.“ So Holger Bönning, zusammen mit Reinhard Siegert Herausgeber des dreibändigen Standardwerks „Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum“ (Stuttgart, Bad Cannstatt 1990–2015) über das 2020 von Claudia Brandt zusammengestellte „Lesebuch Johann Lorenz Benzler“ (Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 98) im nächsten „Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte“.

Bönings Wunsch, den er mit dem Rez. teilt (vgl. JWKG 117, 2021, S. 340), ist durch die o.g. Publikation in Erfüllung gegangen. Sie bietet den ersten Teil des Briefwechsels zwischen Benzler und seinem achtundzwanzig Jahre älteren Mentor Gleim (1719–1803), dem Dichter und Domherren aus Halberstadt, welcher ihm 1783 zur Bibliothekarsstelle beim Grafen zu Stolberg-Stolberg im nahen Wernigerode verhalf. Der zweite Teil ihres Briefwechsels aus dieser späteren Zeit soll in einem weiteren Auswahlband publiziert werden.

Der vollständig edierte Briefwechsel aus den ersten 25 Jahren ihrer freundschaftlichen Verbundenheit – Förderung und Patronage des jüngeren durch den älteren sowie das damit verbundene Beziehungsgeflecht werden neben deren Werk und Vita sehr ausführlich im Nachwort dargestellt – erschließt Neuland. Es ist seit dem großen Benzler-Aufsatz von Eduard Jacobs, „Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert“, in: „Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde“ 27 (1894), S. 1-94, und der kommentierten Edition einiger weniger Benzler-Briefe an Möser, Dohm, Herder, Ramler und F. L. Stolberg durch Fritz Behrend (a.a.O. 49 [1916], S. 42-71; S. 121-153), Theodor Perschmann (Prutz' „Deutsches Museum“ 13, 1863, S. 648-652) und Bernhard Seuffert („Archiv für Literaturgeschichte“ 1880, S. 507-528; „Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands“, 1880,